

Corpus Britney

Dominique De Groen

An extract pp 6-11; 78-84

Original title Corpus Britney
Publisher het balanseer, 2026

Translation Dutch into German
Translator Florian Kranz

© Dominique De Groen/Florian Kranz/het balanseer/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

p 6-11

1. I

Im Bauch der Schaltnacht ist Malayney Melkzuur hinuntergestiegen, Treppen hinab in einen wogenden, keuchenden Keller in der Sauchiehall Street, wo sie auf der Stelle tanzte, bis sie in ein leeres Bierglas kotzen musste. Danach kam sie auf der anderen Seite wieder herauf, die Haut dampfend in der kalten Luft, das Gehirn rau geschmirelt vom Schlafmangel, von den donnernden, pumpenden Beats, den Sirenen und Signallichtern auf dem Heimweg. Wie immer pochen ihre Fußballen, verlangen nach Sauerstoff und Eis, Malayney kennt diesen tiefen, glühenden Schmerz von allen früheren Nächten in zwölf Zentimeter hohen New-Look-Absätzen auf der Tanzfläche. Im Laufe der Jahre hat sie ihn sogar lieb gewonnen, sich eingeredet, es sei ein schöner Schmerz, ein strammer Schmerz, ein Schmerz, der bedeutet, dass sie wirklich lebt – der unvermeidbare Abdruck der Höhen und Tiefen des Nachtlebens, der Euphorie, der Tränenflecken.

Schon von Weitem hat sie sie kommen sehen, diese Schaltnacht: Seit der letzten vor vier Jahren schlummerte sie in allen Nächten, durch die Risse in der dunklen Oberfläche sah sie ihre Glut, als leuchtete sie von innen. Jetzt hat die Nacht Malayney ausgespuckt, an ihren eigenen Küchentisch, ins kraftlose Lampenlicht kurz vor der Morgenröte. Ihr gegenüber sitzt ein Mann, den sie noch nie gesehen hat. In seinen teuren Sneakern stand er auf ihrer Türschwelle, wischte sich Regen und Kondenswasser von den Brillengläsern, die sofort wieder beschlugen. Im Licht der Straßenlaterne glitzerten feine Tropfen auf seiner Filzjacke. Seine dünnen Handgelenke ragten aus den zu kurzen Ärmeln. An seiner Adidas-Tasche hing ein Gepäckanhänger vom LAX, California.

Die Krümel auf dem Tisch weichen im Regenwasser auf, das ihr aus den Haaren tropft. Malayney scrollt durch die Fotos auf seinem Handy, das er ihr in die Hand gedrückt hat. In seiner Körperhaltung erkennt sie die Qualen, die jeden ihrer Kunden auszeichnen. The Haunting, wie sie es nennt, und sie nimmt keinen Kunden mehr an, der ihre Spuren nicht trägt. Wenn sie doch einmal eine Ausnahme gemacht und jemandem ihre Dienste angeboten hat, der vor emotionaler und geistiger Gesundheit nur so strotzte, hat sich dieser Jemand jedes Mal nach einigen Wochen klammheimlich aus dem Staub gemacht, ohne sie für die bereits erbrachte Arbeit zu bezahlen. Die Motivation ankerte nicht tief genug. Inzwischen hat sie gelernt, dass Neugier zu oberflächlich ist, dass sogar das aufrichtige Verlangen nach mehr, nach etwas jenseits alles Greifbaren, nicht ausreicht; ihre Arbeit kann nur in einer schwer gepeinigten Seele Wurzeln schlagen, wo Angst, Entbehrung und Schmerz alles andere überwuchert haben.

Klassische Anzeichen von The Haunting sind blutunterlaufene Augen, zerkaute Lippen, eingefallene Wangen, ungepflegte Bartstoppeln, die, wie ihr aufgefallen ist, in eigenartigen Mustern zu wachsen beginnen: spröde Spiralen, Vortexe aus Keratin, die Einblick in die jämmerlichen Tiefen der menschlichen Psyche geben. Ihre Gesichter nehmen oft einen bleichen, graugrünen Teint an, auf dem Farbspektrum in etwa angesiedelt neben Schimmel auf weißem Toastbrot. Verwildert und mit twitchenden Augenlidern sehen sie sich um, shellshocked von dem, was sie hinter der Maske des Tages erspäht haben.

Malayne weiß, wie sie sich fühlen. Auch sie musste sich zappelnd durch dieses dunkle Wasser kämpfen, bevor sie am anderen Ufer ankam.

Er war ihr die Treppe hinauf in ihre Wohnung gefolgt. Oben hatte er sich als Alexander vorgestellt.

„Willst du vielleicht erst ein paar Stunden da im Sessel crashen?“

Doch er war in ihrer Küche stehen geblieben, wie auch Malayney, die irgendwann die Schultern hochgezogen, die hochhackigen Schuhe abgestreift und den Wasserkocher eingeschaltet hatte.

Draußen erlischt allmählich die Nacht, als saugten sich Alexanders Augenringe mit ihrer Dunkelheit voll. In ganz Glasgow erhellen sich die beschlagenen Fenster viktorianischer Wohnkasernen aus Sandstein, ihr Leuchten in der dunkelblauen Stunde gelblich und verschwommen. Junge Frauen rollen aus ihren warmen Nestern aus Daunen und Nachttattem, ziehen sich Strumpfhosen über die klammen Füße, dehnen den schwarzen Stoff, bis die bleiche Haut ihrer Oberschenkel hindurchschimmert. Malayney scrollt durch Alexanders Fotos. Einige davon sind Schnappschüsse aus seinem Leben in Kalifornien. Eine trockene Hügellandschaft unter einem strahlend blauen Himmel, kreisende Raubvögel, unten im Tal die schillernde Stadt. Freunde in einer Bar trinken IPAs mit hübsch gestalteten Etiketten. Codefetzen auf einem Monitor. Doch auf den meisten ist ein Mädchen zu sehen, immer dasselbe, Hunderte Male. Beim ersten Foto denkt Malayney, es handle sich um die junge Britney Spears, exakt so, wie sie um die Jahrtausendwende aussah: breit grinsend, ganz offenherzig, ohne den Massen etwas von sich vorzuenthalten. Ohne Panzer in die Welt gestrahlt. Malayney macht den Mund auf, aber Alexander weiß, was sie fragen will, wusste es wohl schon, noch bevor ihr der Gedanke überhaupt gekommen war.

„Sie sieht ihr nur ähnlich.“

Bei jedem Foto glitcht Malayneys Gehirn für den Bruchteil einer Sekunde. Auf den meisten Fotos ist das Mädchen allein. An den Selfies, geknipst im Laufe vieler Jahre, kann Malayney eine Entwicklung nachverfolgen, die sie selbst durchlaufen hat. Die ältesten Bilder sind körnig, vor einem schmutzigen Spiegel und vom Blitzlicht einer frühen Digitalkamera geflutet, so einer kleinen silbernen. Etwas später, zur Zeit von MySpace, trägt das Mädchen dunkel gefärbte Haare, oder das Blond war gar nicht echt und das Schwarz hat immerzu darunter gewartet, so genau kann Malayney das an diesen verpixelten Fotos nicht erkennen, die auf einem verkehrtherum gehaltenen Klapphandy entstanden sind, immer von oben, damit das Schwarz zur Geltung kommt, die schwarzumrandeten Augen voller Seelenqual und Beklemmung, das Ganze blitzlichtgebleicht, die Sättigung runter- und der Kontrast raufgefahren, bis alles Unwesentliche im Gesicht wegfällt, nur noch die Augen übrig sind, und die müssen alles ausdrücken können. Später verlagert sich der Fokus auf den Mund. Das waren die Duckface-Jahre, an die erinnert sich Malayney noch gut. Die Wangen nach innen gezogen, die Lippen geschürzt, ironisch, versteht sich, immer ironisch, alle Register gezogen, um die blanke Tatsache zu verschleiern, dass man ohne jede Scham eine Kamera auf sich selbst richtet. Das Mädchen ist wieder blond, hat mit der Webcam zahllose Variationen des gleichen Fotos gemacht und sie vielleicht wie Malayney dutzendfach bei Facebook gedumpte. In jenen Tagen hatte Malayney ihre billige Webcam mit Klebestreifen an einem alten Monitor befestigt, der wiederum an einen alten Toshiba-Laptop mit kaputtem Bildschirm angeschlossen war. Dieses Mädchen, diese Kalifornierin, besaß etwas, wovon sie selbst nur träumen konnte: ein MacBook.

Malayney erkennt die Photo-Booth-Hintergründe und die ikonischen, damals allgegenwärtigen Effekte: die Achterbahn, das Aquarium, die tropische Insel bei Sonnenuntergang, die Wärmebildkamera, die Schraffur, die gespiegelten und verformten Gesichter. Sogar mit Glupschaugen, kugelrunden Wangen und gigantischer Stirn trägt diese junge Frau ihren Glamour ganz leichtherzig, die Körnigkeit und die gesättigten Farben der eingebauten Kamera tun ihrer außerweltlichen Schönheit keinen Abbruch, selbst wenn sie mit aller Mühe den Anschein erwecken will, es sei ihr völlig egal, sie wolle nur herumalbern und random sein, die Zunge herausstrecken, groteske Grimassen schneiden, mit verlaufenem Make-up und vom Nachtclub noch steifen Haaren Zigaretten rauchen und Bier trinken, selbst dann kommt ihre Schönheit nonchalant daher, mühelos, und ist doch kalkuliert.

Die aktuellsten Bilder sind gestochen scharf, denn noch kann niemand sehen, wie körnig die Gegenwart eigentlich ist. Einige stammen von Instagram und Snapchat, das erkennt Malayney an den Filtern: warme, fast rot verbrannte Töne, als wären sie allesamt mit einer Einwegkamera in der italienischen Abendsonne geknipst worden, und das glatte, leicht glänzende Gesicht mit Hundeschnauze und -ohren.

Es ist 2016, und es gibt unzählige Bilder von dieser jungen Frau, die nicht Britney ist. Auf jedem gibt sie sich selbst, *einem* Selbst, für den Bruchteil einer Sekunde eine feste Form. Doch je länger Malayney scrollt und swipet, desto mehr beschleicht sie das Gefühl, jedes Foto würde dieses Selbst zugleich erschöpfen, gerade die Wiederholung es fragmentieren. Schneller, als das Selbst sich leeren kann, muss es aufgefüllt werden, und der Verschluss hinkt ständig hinterher ... Die endlosen Fotostrecken verströmen ein Verlangen – so stark, dass Malayney es durchs Display spürt –, aus sich selbst etwas Unveränderliches, Unangreifbares zu machen. Aber stattdessen sieht Malayney ein Selbst voller Öffnungen, als wären da nicht nur Löcher im durch Datenkompression beschädigten Code der Bilder, sondern auch in der Frau selbst. Etwas anderes trägt nun das, was einmal ihr Gesicht war: die düstere Leere auf dem Boden der Apparate, der Plattformen, wo ein jedes Selbst verdampft.

Auf einigen Fotos posiert die Frau mit einer Gruppe Freundinnen oder steht neben Alexander (der einen Arm um sie gelegt hat und in der anderen Hand das Handy über sich ausgestreckt hält), aber auf jedem wirkt sie einsam. Manchmal scheint es, als wäre sie erst nachträglich in das Bild gephotoshopt worden. In ihrer Nähe fällt das Licht anders, die Schatten wirken dezent deplatziert, ihre Körpersprache ist nicht auf die Menschen neben ihr abgestimmt, sondern wirkt auf Malayney eigenständig. Selbst wenn sie jemandem scheinbar in die Augen schaut, kreuzt ihr Blick den des anderen nie so richtig. Malayney muss an den Horrorfilm *The Ring* denken, in dem alle Figuren, die das verfluchte Video gesehen haben und dazu verdammt sind, innerhalb von sieben Tagen zu sterben, auf Fotos allmählich verschwimmen, die Köpfe verschmierte Flecken zwischen lachenden Gesichtern. Je länger Malayney sich die Fotos dieser Frau anschaut, desto stärker die Beklemmung. Heranrückende Wände, dunkle Wolken, das Zwerchfell immer angespannter: der Shit, den man halt so kennt. Alexander schaut überallhin, nur nicht zu ihr; sein Blick ruht kurz auf der One-Direction-Kaffeetasse auf dem Abtropfgestell – die Gesichter von Harry, Zayn, Niall, Liam und Louis von billigem Spülmittel zerkratzt und zerfressen – und gleitet dann über die schmutzigen Teller, den Schwamm voller Krümel und eingebranntem Fett, die Takeaway-Verpackungen aus Styropor mit geschmolzenen und wieder geronnenen Käseresten. Er wirkt schlapp und weich, ein nasses Makkaroniröhrchen im Gully. Aber der Schein kann trügen. Dieser Dödel mit seinem dünnen, bleichen Körper, in dem er sich keine Sekunde seines Lebens wohlgeföhlt hat, und den chronisch gekrümmten Schultern: Davor muss man auf der Hut sein. In seiner Schwäche, die sie auch schon bei anderen gesehen hat, verbirgt sich potenziell Gewalt. Sie muss an ehemalige Mobbingopfer denken, die sich für immer als Überlebende identifizieren, sich immer noch als die Schwächsten sehen und nicht wissen, wozu sie imstande sind, bis es plötzlich aus ihnen herausbricht, oder, wenn

sie es doch wissen, gerade von ebendieser Macht kosten und sich rächen wollen, ganz egal an wem, für alles, was sie durchmachen mussten, gnadenlos werden, weil niemand ihnen Gnade gewährt hat.

Sie legt das Handy hin. „Wie lang ist sie schon weg?“

Alexander zuckt zusammen. Sie sieht die Rädchen rattern: *Hab ich ihr nicht gesagt, dass ...?* Nein, hat er nicht. Bella ist Horrorfilmschauspielerin, sagt er. Das war ihr Berufswunsch. Er liebt sie. Natürlich sei da schon immer dieser Teil von ihr gewesen, der Teil, den er nicht einmal nach all den Jahren erreichen oder berühren konnte. Er glaubt – Malayney möge das bitte nicht persönlich nehmen – nicht an so was. Aber sie ist spurlos verschwunden. Als hätte sie sich in Luft aufgelöst.

Mehr muss er gar nicht sagen, sie weiß Bescheid, denn er sitzt hier, denn er ist auf der anderen Seite der Welt ins Flugzeug gestiegen und hat mitten in der Nacht ein Taxi vom Flughafen bis zu ihrer Haustür genommen. Bellas Verschwinden hat etwas Bizarres, von der blanken Tatsache des Verschwindens selbst einmal ganz abgesehen. Die Puzzlestücke passen nicht; er legt sie hin und verschiebt sie, aber immer bleibt in der Mitte eine Lücke, die offenbar nicht gefüllt werden kann. Schon öfter hat er sich gefragt, ob er langsam verrückt wird. Die Tatsachen entgleiten ihm, verlagern sich, verändern ihre Gestalt. Die kleine Konstellation harter Fakten rund um ihr Verschwinden entpuppt sich als wacklig, wenn nicht sogar brüchig. Manchmal scheint es, als könnte schon die kleinste Veränderung in der Atmosphäre, ein minimaler Wechsel der Windrichtung die gesamte Struktur zu Fall bringen, so stark verändern, dass sie nicht mehr wiederzuerkennen ist.

p 78-84

2. I

t0xic_slut sollte „Das Bella Goth-Britney Spears-Kontinuum“ nie mehr übertreffen. Seine Theorien wurden abstruser, wiesen immer weniger Realitätsbezug auf. Es ging langsam vonstatten, so langsam, dass man es anfangs kaum merkte, doch schlussendlich wendete sich die öffentliche Meinung gegen t0xic_slut. Jeder Witz, jeder versteckte Seitenhieb und jede kritische Frage zu seinen ausgeflippten Hirngespinnsten brachte seine einst unerschütterliche Autorität ins Wanken. Zu einer finalen Demütigung kam es jedoch nie. Eines Tages hörte t0xic_slut einfach auf zu posten. Sein Account wurde zur Karteileiche, einer von so vielen, die durch den Äther treiben.

Malayney klappt ihren Laptop zu und geht in die Küche. Emma sitzt am Tisch und schaut auf ihr Handy. Sie habe eine neue Astrologie-App, sagt sie, als sie Malayney sieht; nach wild-begeisterten Posts amerikanischer Influencer hat Emma monatelang warten müssen, bis die App endlich auch im Vereinigten Königreich verfügbar war, und jetzt will sie so gern alles darüber erzählen, dass sie zwischen ihren Worten keine Luft mehr holt. Malayney, die ihr Umfeld in dem Irrglauben belässt, sie verdiene ihre Brötchen als so eine Art Madame Soleil, ist es schon gewohnt, die Zähne zusammenzubeißen und derartigem Geschwätz stoisch zuzuhören. Sie mag ein paranormaler Snob sein, aber Intuition lässt sich nicht auf Datenpunkte in einem Netzwerk reduzieren, und diese Überzeugung würde sie notfalls bis aufs Blut verteidigen. Entweder ahnt Emma nichts von ihrer Skepsis, oder Malayneys Meinung juckt sie schlicht und ergreifend nicht, denn Woche für Woche versucht sie, ihr eine neue okkulte App anzudrehen.

„Die hier“, schwört sie jedes Mal, „ist ganz anders.“

Diese App, diesmal wirklich, Emma möchte es jedes Mal aufs Neue gerne glauben, also glaubt sie es auch. Diese wird ihr Zugang zu ungekannten Tiefen ihrer Seele verschaffen, zu Gruften ihres emotionalen und spirituellen Wesens, die keine andere Methode, geschweige denn Person, bisher erschließen konnte. Bei jeder App beginnt der Registrierungsprozess mit derselben Frage, nämlich nach den genauen räumlichen und zeitlichen Koordinaten ihrer Geburt, damit der Algorithmus berechnen kann, unter welchem Gestirn sie zur Welt kam, welche Zeichen über die Sonne, den Mond und die Planeten herrschten, in welchem Haus die einzelnen Planeten gerade standen und an welchen Stellen die Kraftlinien der Himmelskörper einander kreuzten, ob sie ihren jeweiligen Wirkungen im Weg standen oder sie verstärkten oder auf andere, schwieriger festzustellende Arten beeinflussten.

Meistens bleibt es bei dieser einen Frage. Nicht so bei Nebulapp.

„Guten Morgen, kleiner Lichtstrahl“, begrüßt eine cute animierte Sonne Emma jeden Morgen, „bist du bereit für den Tag?“

Im Menü hat sie die Auswahl zwischen *Gereizt*, *Apathisch*, *Nervös*, *Nicht sicher* und „_(ʘ)_/“. Jede Antwort führt zu weiteren Fragen, bis dann plötzlich anderthalb Stunden verstrichen sind und Emma am Empfang der Kunstgalerie sitzt, bei der sie arbeitet, ohne sich zu erinnern, wie sie dort hingekommen ist und ob sie gefrühstückt hat. Wenn sie abends mit ihrem Handy ins Bett gleitet, wirft ein friedlich lächelnder Vollmond ein silbernes Licht auf die Falten ihrer Decke.

„Wie war dein Tag, meine Schöne? Welche Träume erhoffst du dir heute Nacht? Sind deine Schultern verspannt? Hast du an deinen Nägeln gekaut? So musst du dich nicht fühlen, Babe. Du bist ein Star. Geteilter Stress ist halber Stress. Schreib dir alles von der Seele x“

Das Interface lässt sich intuitiv bedienen und ist geschmackvoll minimalistisch. Es begleitet Emmas Gefühle ohne Reibung und Rauschen, absorbiert tropffrei gute wie schlechte Träume. Ihre Grübeleien, Ängste, geheimen Sehnsüchte, alle kleinen Sorgen des Tages kneten sich fügsam in die vorgesehenen Auswahlformulare und Freitextfelder. Einige Tage später hat sie Nebulapp eine ganze Reihe intimer Tatsachen aus ihrem Leben anvertraut, von den kleinen, aber bitteren Demütigungen aus ihrer Kindheit bis hin zu ihren verruchtesten romantischen Verwicklungen. Es fließt ihr nur so aus den Fingerspitzen: jede Situation, in der sie sich hat weismachen lassen, sie sei verrückt, überfordernd oder nicht fordernd genug, jedes Gaslighting und jede rissige Lippe, jeder Seitenhieb auf ihr Gewicht, jeder Eifersuchtsanfall, das eine Mal, als ihr Freund sie an einem rauen Winterabend in der Notaufnahme zurückließ, um mit seinen Kumpels Fußball zu gucken, und sie allein im Dunkeln durch eine der ruppigsten Gegenden der Stadt nach Hause humpeln musste, mit stechenden Nieren von dem ausgeferteten Harnwegsinfekt, den er ihr verpasst hatte, wie er viel später in dieser Nacht betrunken vor ihrer Tür stand und wie sie sich trotz der brennenden Schmerzen von ihm ficken ließ, wie sie sich an seinem nasskalten, knochigen Rücken festklammerte und die Zähne in die Unterlippe grub, bis sie Blut schmeckte, und Nebulapp weiß auch, dass sie mit Lipfiller hadert, weil sie sich vor Injektionsnadeln fürchtet, dass sie aber wahrscheinlich noch vor Monatsende klein beigegeben wird, und die App weiß, dass Emma den Namen des Typen, mit dem sie 2011 zwei Monate zusammen war, schon längst vergessen hat, aber immer noch wöchentlich den Instagramaccount seiner bildschönen Ex checkt und eine emotionale Verbundenheit zu deren Anfängen als Tattookünstlerin entwickelt hat, und die App weiß auch, dass Emma all das gewissenhaft vor ihrem gesamten Umfeld verbirgt, ihre sonnige Fassade nicht im engeren Sinne als Lüge betrachtet, nicht als falsche Maske, dass manchmal die Vermutung an ihr nagt, unter ihrer

permanent fröhlichen Stimmung stecke etwas Tieferes, wozu sie sich vor langer Zeit aus Gründen, an die sie sich nicht mehr erinnert, den Zugang verweigert hat, dass sie sich in der Rolle, die sie für sich geschaffen hat, alles in allem aber super fühlt und es einigermaßen angenehm findet, wenn ihre Mitmenschen sie als frivol oder sogar oberflächlich abstempeln.

In den Freitextfeldern beschreibt sie ihr Innenleben mit den Worten der Mental-Health-Accounts, denen sie bei Instagram folgt: Sie ist eine chronische People Pleaserin, Bestätigung von außen ist der Polarstern, von dem sie sich leiten lässt, und die Steilküste, an der sie immer wieder strandet und stirbt, jeden Tag hintergeht sie ihr höheres, authentisches Ich, bricht jedes Versprechen gegenüber sich selbst, doch tief im Innern kennt sie ihren Wert, hat Selbstachtung und wird sich trauen, „Nein“ zu sagen, sobald sie auf Red Flags stößt, wird auf ihre Intuition hören, dem Prozess vertrauen und sich nicht selbst gaslighten, solange sie nur weiter wächst und alte Muster abschüttelt, denn Stillstand nützt ihr nichts mehr; solange sie ihre eigenen Bedürfnisse nicht zugunsten anderer Menschen zurückstellt, solange sie Inkonsistenz nicht mehr mit Loyalität belohnt, solange sie niemanden zur Priorität macht, für den sie nur eine Option ist, solange sie keinBreadcrumbing mehr akzeptiert, solange sie sich nicht mit dem Bare Minimum zufriedengibt, solange sie kein Pick-me-Girl ist, denn sie ist genug, und trotz ihrer toxischen Scham und ihres ängstlichen Bindungsstils ist sie heute Morgen nicht aufgestanden, um jemandem flehentlich Bestätigung oder Zuneigung abzurufen, nicht aufgestanden, um zwanghaft die Vergangenheit zu wiederholen und zu hoffen, diesmal möge es anders ausgehen, sie ist aufgestanden, um mit sich im Reinen zu sein, in strahlende Haut, mentale Gesundheit und innere Ruhe zu investieren, tief ein- und auszuatmen auf dem Weg zur besten Version ihrer selbst.

Seit Langem schon vertraut sie Interfaces mehr als ihren eigenen Sinnen, surft über eine dünne Schicht an Bildern, die über die Welt gespannt ist und ihr Sicherheit gibt, die alle negativen Energien herausfiltert, ehe sie ihr etwas anhaben können, UV-A-Strahlen für die Seele, die sie von innen faltig und bitter machen würden. Zum ersten Mal drifteten Emma und ihr Spiegelbild auseinander, als sie mit vierzehn Pickel bekam, inzwischen erkennt sie sich im Spiegel kaum noch wieder, ihr getreulichstes Ebenbild reflektiert sich im Content, den die Algorithmen ihr vorsetzen. Er berauscht und verzaubert sie, ständig will sie mehr sehen, hat einen unstillbaren Hunger nach diesem Selbstbild, das glatt und makellos ist, stimmig und stabil. Sie benutzt Tinder zum Daten, FourSquare zum Essengehen, Strava zum Laufen, MyFitnessPal zum Kalorienzählen, Calm zum Meditieren, SleepScore zum Schlafen, Flo zum Periodentracking und Candy Crush Jelly Saga zum Zeitvertreib. Wenn sie dieser Tage an Orte geht, die sie noch nicht kennt, schaut sie nicht auf die Steinfliesen im Bürgersteig und deren Glänzen im Regen, nicht auf die Fassaden, die sie überragen, die flatternden Tauben an den Dachrändern, die vorbeiziehenden Gesichtsfetzen. Sie gleitet nur die Bahnen von Google Maps entlang, wo alle Formen auf ihr Wesentliches reduziert sind. Ein- oder zweimal schon hat sie sich auf diese Weise hoffnungslos verirrt. Sie hob den Blick vom Display und stellte fest, dass ihre Position auf der digitalen Karte nicht mit ihrer Umgebung übereinstimmte. Sie drehte ihr Handy mal in diese, mal in jene Richtung, doch die Ecken und Linien weigerten sich, einander zu überlappen, nur hie und da, in kleinen Fragmenten, die immer wieder aus ihrem Augenwinkel wegsprangen. Es war, als hätte jemand ihr Handy durchgeschüttelt und die Karte vom Bildschirm einfach vor ihr ausgekippt, die Splitter der Stadt willkürlich fallen lassen. Sie hatte keine Angst, im Gegenteil, eine tiefe Ruhe überkam sie, und während die unbekannte Kreuzung auf sie zuraste und sie mit ihren sonderbaren Armen umschlang, brach sie in immer lauterem Gekicher aus, bis sich Passanten von ihren Displays losrissen, sie anstarrten und sich dann verwundert umsahen, als sähen auch sie

diesen Knotenpunkt von Wegen, diese exakte Konstellation aus Asphalt und Sandstein und regenartigem Licht, zum allerersten Mal.

Doch die materielle Welt lockt sie jedes Mal wieder zurück. Emma verspürte schon immer eine tiefe Affinität für Objekte in allen möglichen Formen: die zahllosen und immerzu wechselnden Permutationen der unbeseelten Welt. Ihre Sammelwut ist instinktiv und kompromisslos. Jedes Kleid, das sie bei Asos bestellt, kauft sie gleich in fünf verschiedenen Farben und drei verschiedenen Größen. Aus unzähligen Varianten der gleichen Objekte, von Overknee-Stiefeln bis hin zu Chilisaucen, von Regenponchos bis hin zu Kirschkernkissen in der Form von Figuren aus Studio-Ghibli-Filmen, von Pflegeshampoos mit Wunderöl und achtzehnteiligen Maniküresets bis hin zu Mixern und elektrischen Zahnbürsten, baut sie sich einen Kokon, verkapselt sich in einer festgefrorenen Welt, in der nichts sie hintergehen kann. Ihre Abschlussarbeit an der Uni hat sie über Stilleben geschrieben, die einzigen Gemälde, die sie betrachten konnte, ohne zu merken, wie die Stunden verstrichen. In ihren Augen war die Kunstgeschichte nicht etwa eine Geschichte von Ideen oder Abstraktionen, sondern von Materialien, Gegenständen, Handlungen. Emma war Menna in seinem Grab in der thebanischen Nekropole, umringt von Bildern mit toten Tieren, Fischen, Getreide, Früchten und Ritualgegenständen, die ihn in die Unterwelt begleiten würden. Sie war Katharina von Kleve mit ihrem Stundenbuch voller mannigfaltiger Objekte, die an den Rand gezeichnet waren: Muscheln und verdorrte Blätter, Bronzemünzen und Obstbündel, Blumenmuster und Wappenschilder und goldene Erbsen in der Hülse. Später fand sie sich in den Blumenstilleben aus dem Goldenen Zeitalter der Niederlande wieder, zwischen üppigen Buketten aus Tulpen, Rosen, Vergissmeinnicht, Narzissen, weißen Lilien, blauen Schwertlilien, orangen Kaiserkronen, Kornblumen, Tigerlilien und Pfingstrosen von Jan Brueghel dem Älteren, lag reglos zwischen den toten Fasanen, Wachteln, Gänsen, Truthähnen, Hirschen, Krebsen, Hasen, Pfauen und Aalen von Frans Snyders, sie spiegelte sich zwischen Schädeln und leeren Sanduhren auf Vanitas-Stilleben, auf denen selbst die Symbole weltlicher Freuden starr dastanden: Musikinstrumente, Weinkrüge, Schmuck und Bücher, all die vergänglichen Genüsse des irdischen Daseins totenstill, eingefroren für die Ewigkeit.

In ihren Träumen liegt sie in einem versiegelten Grab oder ist eingemauert, da ist nur das dumpfe Klopfen ihres eigenen Herzens in der Dunkelheit, bis der kalte Stein plötzlich aufbricht und in der Öffnung über ihr etwas strahlt, eine erhellende Wolke, die keinen Münz- oder Goldnebel auf sie niedergehen lässt wie auf Tizians Danaë, sondern Bilder, glitzernde, erstarrte Körperschnipsel, Snapshots aus dem Flow der Timelines: Bizepse, Trizepse, Abs, Brustmuskeln, Quadripse, Rückenmuskeln, schräge Bauchmuskeln und Sixpacks, von denen Lotion und Selbstbräuner wie ein warmer Regen nur so auf sie heruntertropfen und an ihrer Haut kleben bleiben. Sie erwacht im Limbus ihrer Befriedigung, dringt mit einem Finger in sich ein und schubst sich über den Rand. Danach leitet sie ihren Traum in das Freitextfeld ein, das auf ihrem Display wartet, so bescheiden, so geduldig. Die lächelnde Sonne wird über ihre psychische Sekretion wachen. Emma kann sie vergessen, den Tag ohne Ballast beginnen.

Malayney erwidert natürlich nichts, als Emma ihr von Nebulapp erzählt, schaut nur dezent skeptisch drein, während sie sich ihre Spaghettischlangen reinschlürft. Gott, ist diese Frau manchmal ein *Snob*.

„Anyway“, Emma nimmt einen kleinen Spiegel aus ihrer Handtasche und tupft sich dunkelroten Rimmel auf die rissigen Lippen, „ich muss *los*, Cocktails mit den Mädels und vorher noch ein Meeting mit einer Witchfluencerin, laut Nebulapp soll ich das mit dem Kristall-Label einfach *durchziehen*, meinen Träumen hinterherjagen, verstehst du?“ Ihr Blick

huscht kritisch über Malayneys ungewaschene Haare und den schlabbrigen Cardigan, ehe sie die Tür hinter sich ins Schloss fallen lässt.

Den restlichen Abend über sieht sich Malayney durch Emmas Augen, was in ihr eine akute Scham auslöst. Es ist Samstagabend, und Malayney, dieser gottverdammte Mensch ohne Freunde, sitzt mutterseelenallein in ihrem Zimmer und googelt „t0xic_slut“.
